Wer ein Warum hat, erträgt jedes Wie

491 Tage wurde Or Levy im Gazastreifen gefangen gehalten. Seit einem Jahr ist er wieder frei, tastet sich zurück ins Leben. Seinen Sohn zieht er jetzt alleine groß, die Mutter wurde von der Hamas getötet. Begegnung mit einem Überlebenden – der sich brutalen Fragen stellen muss.

Von Thorsten Schmitz, Süddeutsche Zeitung, 07.02.2026

Or Levy liegt in einem Studio in Tel Aviv, er schließt die Augen. Gleich wird der Schmerz da sein, das weiß er, aber er lächelt. Diesen Schmerz hat er herbeigesehnt, 491 Tage lang. Das einzige Geräusch, das auf der Videoaufnahme zu hören ist, die er einem später von diesem Tag auf seinem Handy zeigen wird, ist das gleichmäßige Summen einer Tattoonadel. Eine Tätowiererin sticht einen Satz auf Levys Oberarm.

Eigentlich müsste Or Levy zu diesem Zeitpunkt statt im Tattoo-Studio im Krankenhaus sein, Wunden versorgt bekommen, zunehmen, die Ärzte haben bei ihm kaum Körperfett gemessen. Er wiegt damals weniger als fünfzig Kilogramm. Vor dem 7. Oktober 2023 hatte er noch siebzig gewogen. Aber der Satz muss sein, in Großbuchstaben, auf der Innenseite, so nah am Herzen wie möglich: HE WHO HAS A WHY CAN BEAR WITH ANY HOW. Wer ein Warum hat, erträgt jedes Wie.

Or Levy ist heute 35 Jahre alt. 491 Tage ist er im Gazastreifen gefangen gehalten worden, 439 Tage davon in einem Tunnel. Seit einem Jahr ist er wieder frei, seit dem 8. Februar 2025.

Fünfzig Meter unter der Erde saß er, in Eisenketten, „wie ein Stück Vieh“, sagt er, bewacht, gedemütigt, misshandelt von Terroristen der Hamas. Kakerlaken, Würmer,

Spinnen krabbelten auf ihm, Mäuse und Ratten schnüffelten an ihm. Er hat keine Sonne auf seiner Haut gespürt und keine frische Luft eingeatmet. Auf dem Weg zum Klo musste er sich bücken, achtzig Zentimeter breit war der Tunnel und nur einen Meter fünfzig hoch. Irgendwann hat Or Levy angefangen, mit einer LED-Lampe in der Tunneldecke zu reden und das Licht gefragt: Warum holt mich hier niemand raus? Dem Licht hat Or Levy geschworen: Wenn ich hier rauskomme, lasse ich mir diesen Satz tätowieren. Or ist ein hebräischer Vorname, übersetzt heißt er: Licht.

Vorm Einschlafen hat Or Levy im Tunnel mit seiner rechten Hand den linken Oberarm berührt, den Satz geflüstert. Er stammt von Friedrich Nietzsche und wird in einem Buch des Holocaustüberlebenden Viktor Frankl aufgegriffen, der Auschwitz überlebt hat. Viele in Israel kennen das Buch.

Das Warum im Leben von Or Levy ist Almog. Sein Sohn, den alle Mogi nennen, im Juli wird er fünf Jahre alt. Mogi, der 491 Tage lang keinen Vater hatte. Mogi, dessen Mutter Eynav am 7. Oktober 2023 getötet worden ist. In einem Raketenschutzbunker nahe dem Gazastreifen ist sie von Granaten der Hamas zerfetzt worden, als er, Mogi, ihr Kind, bei Oma und Opa im Gästebett lag.

Als Or Levy, der Vater, aus dem Tattoostudio ins Krankenhaus zurückkehrte, wo er zwei Wochen lang medizinisch untersucht und betreut wurde, hat Almog auf seinen Arm gezeigt und gefragt: Aba, Papa, was ist das? Das ist ein Satz, hat Or Levy gesagt. Der Satz bist du.

Ein warmer, sonniger Januarvormittag in Givatayim, einer ruhigen Kleinstadt, die sich ans laute Tel Aviv schmiegt. Or Levy legt sein Handy beiseite, auf dem er gerade gezeigt hat, wie ihm auf einer Liege in einem Tattoostudio der Satz tätowiert worden ist. Sein Handy ist das Handy seiner Frau Eynav, man hat es unter anderen Leichen gefunden. Es funktioniert noch. Er schaltet die Espressomaschine an, schäumt

Hafermilch auf. Kaffee trinken, Milch aufschäumen, so oft und wann er will, sagt er, „sind meine täglichen Siege über die Hamas. Jetzt entscheide ich“.

Er telefoniert, „wann es mir passt“, kocht, „wann und was ich will“, und er isst, „wann und was ich will“. Mit den anderen Geiseln im Tunnel „habe ich viel über Essen geredet“, sagt er. „Total masochistisch, ich weiß, aber du denkst im Tunnel an nichts anderes.“

Vor Or Levys Wohnungstür liegt ein Fußabtreter, auf dem „Welcome“ steht. Sobald die Tür ins Schloss fällt, verriegelt sie sich automatisch von selbst. Or Levy trägt die beiden Kaffeetassen raus auf die Terrasse seiner Erdgeschosswohnung, setzt sich in einen Gartenstuhl, der in der Sonne steht. Er sucht das Licht, seit er wieder in Freiheit ist. Ist er zu Hause, findet man ihn auf der Terrasse.

Sein T-Shirt ist geschätzt zwei Nummern zu groß, er trägt helle weite Jeans, weiße Socken in Birkenstocks. Er zündet sich eine Zigarette an. Mit dem Rauchen hat er in Gaza angefangen. Manchmal haben die Hamas-Männer ihn gefragt, ob er eine Zigarette wolle. Immer habe er Ja gesagt, denn als Gefangener „sagst du zu allem Ja“. Er lächelt. Auch dann, wenn ihm die Tränen kommen, und sie kommen ihm ständig. Das Lächeln, erklärt er, habe zwei Gründe: Er will Lebensfreude ausstrahlen, zuversichtlich wirken, „warum sonst bin ich zurückgekehrt?“ Es ist aber auch ein Tunnellächeln. Manchmal, wenn er freundlich war zu den Terroristen, hat er eine zusätzliche halbe Pita bekommen.

Ein Jahr in Freiheit hat er jetzt hinter sich. Es gibt Dinge, an die muss er sich noch gewöhnen. Seit dem 8. Februar 2025 haben sich die Rollen in seiner Familie verändert, die ja jetzt nur noch aus ihm und seinem Sohn besteht. Das „nur“ schmerzt ihn. Ich bin jetzt Vater und Mutter, sagt er. Letztens hat er gehört, wie Almog mit einer Frau über seine Familie geredet hat, rak Aba ve ani, hat Almog gesagt, nur Papa und

ich. Alle um ihn herum, sagt Or Levy, seien einfühlsam, rücksichtsvoll. Die Therapeutinnen, die Psychologinnen, Brüder, Eltern, Freundinnen, Freunde. Nur Almog nicht, sein Sohn. Almog stellt brutale Fragen.

Als sie sich zum ersten Mal wieder umarmt haben nach 491 Tagen auf einem Krankenhausflur, hat Almog gefragt: Aba, Papa, warum bist du zurückgekommen und Ima, Mama, nicht? Fragt er sich ja auch.

Oft müsse er weinen, auch vor Almog, sagt Or Levy, gestern erst. Sie hörten Musik, plötzlich kam ein Lied, das Eynav besonders mochte. Or Levy fing an zu weinen. Almog muss das gespürt haben, sagt er. Papa, habe Almog gesagt, komm zu mir, ich brauche eine Umarmung. Or Levy umarmte Mogi, „aber dann hat er mich nicht mehr losgelassen“. Der beste Therapeut, sagt Or Levy, ist mein Sohn.

Wie lebt man weiter, wenn man die Hölle erlebt hat? Diese Frage stellt sich Or Levy jeden Tag. Er und seine Psychologin arbeiten daran, wie es Or Levy, der Gaza verlassen hat, gelingen kann, Gaza auch im Kopf zu verlassen. Wie er plötzliche Wutausbrüche in den Griff bekommt, von denen auch andere ehemalige Geiseln berichten. Ihm helfen medizinische Joints, viele Menschen in Israel rauchen wie er auf Rezept wegen posttraumatischer Belastungsstörungen. Gerade kommt er von seiner Psychologin. Sie helfe ihm, sagt er, Zugang zu finden „in die Ecken in meinem Herzen, in die ich eigentlich nicht gehen will“.

Rishon le Zion, 6. Oktober 2023, Freitagabend. Eynav Levy, 32, bringt ihren Sohn Almog, zwei Jahre, ins Bett. Sie ist heute an der Reihe. Or Levy liegt im Gästezimmer seiner Schwiegereltern. Er und Eynav Levy wollen am nächsten Morgen früh aufstehen und zum Novafestival fahren, einem Rave in der Wüste. Oma und Opa sollen so lange auf Almog aufpassen.

An diesem Abend will Almog nicht einschlafen, immer wieder wacht er auf. Gegen 23 Uhr schickt Eynav Levy ihrem Mann eine Whatsapp, Or, kannst du mich ablösen? Es ist die letzte Whatsapp, die Eynav Levy ihrem Mann geschickt hat. Er liest sie bis heute immer wieder. Or Levy kniet sich vor Almogs Bett in der Wohnung der Großeltern, legt eine Hand auf Almogs Schulter. Im Gazastreifen wird Or Levy immer wieder an diese eine Berührung denken. Was für ein Glück, wird er denken, angekettet im finsteren Tunnel, dass ich Almog noch mal gespürt habe.

Um 5 Uhr, am 7. Oktober, sendet Eynav Levy eine Whatsapp an ihre Mutter: „Mamusch, sind gerade losgefahren, melde mich, wenn wir auf dem Rückweg sind." Es ist die letzte Nachricht, die die Mutter von ihrer Tochter erhält. Sie halten kurz an einer Tankstelle, kaufen einen Ananassaft und Schokokekse. Im Tunnel im Gazastreifen wird Or Levy immer wieder an die Tankstelle denken. Was, wenn wir noch getankt hätten? Vor zwei Monaten hat ihm eine Freundin ein Foto geschickt vom Autofriedhof in Südisrael, wo Hunderte Autos ausgestellt werden unter freiem Himmel, die beim Rave gebrannt haben, zerschossen wurden. Sie hatte das Auto von Or und Eynav Levy entdeckt. Neben der Gangschaltung liegen bis heute noch der Ananassaft und die Kekspackung von der Tankstelle.

Um 6.21 Uhr kommen Or und Eynav Levy auf dem Festivalgelände an, parken, steigen aus, als nur acht Minuten später, sie haben noch nicht einmal getanzt, um 6.29 Uhr, Raketenbeschuss aus dem Gazastreifen einsetzt. Terroristen landen mit Paraglidern auf dem Festivalgelände, Hamas-Männer feuern auf Partygäste. Or und Eynav Levy rennen zurück zum Auto, fahren vom Festivalparkplatz zur Bundesstraße 232, wollen nach links abbiegen, aber die Straße ist verstopft. Sie können nur nach rechts abbiegen, aber Or Levy weiß, diese Straße führt parallel zum Gazastreifen entlang bis zur Grenze nach Ägypten. Lass uns lieber in den Migunit gehen, schlägt er vor, einen dieser Schutzbunker aus Beton, in denen Menschen Schutz suchen können vor Raketen aus dem Gazastreifen. 27 Menschen drängen sich darin. Konzipiert ist der Bunker, der keine Tür hat, für höchstens zehn.

Es gibt verwackelte Handyvideos daraus, man sieht Or Levy ganz hinten mit seiner Frau stehen, um sie herum andere, die auf Handys schauen. Or Levys Mutter ruft an. Er sagt: „Mama, du willst nicht wissen, was hier los ist." Drei oder vier Mal sagt er diesen Satz, erinnert er sich heute, dann legt er auf. Die Schüsse der Terroristen kommen immer näher, plötzlich werfen sie Handgranaten in den Schutzraum. Die Menschen im Bunker beten, wimmern, weinen, schweigen. Es ist das Schweigen von Menschen, sagt Or Levy, die wissen, dass sie gleich sterben werden. Am Eingang steht ein junger Israeli. Sieben Mal gelingt es ihm, die Granaten wieder rauszuwerfen, bevor sie explodieren. Die achte Granate zerfetzt ihn. Die Terroristen werfen weitere Granaten in den Migunit, die Dashcam eines Autos vor dem Migunit hat alles aufgezeichnet. Man hört Schreie. Or Levy ist schwer verletzt, dreht sich zu seiner Frau, fragt, Eynav, bist du verletzt? Erst antwortet sie nicht. Dann sagt sie mit leiser Stimme, Or, ich spüre meine Beine nicht mehr. Es wird der letzte Satz sein, den Or Levy von seiner Frau hört. Ihr Blut klebt an seinen Kleidern.

Die Terroristen zielen mit ihren Waffen auf die Lebenden im Schutzbunker, Or Levy fleht, dass sie ihn nicht erschießen mögen, ich habe einen Sohn, sagt er, auf Arabisch, Hebräisch, Englisch. Sie zerren ihn und drei andere junge Männer auf ihren Pick-up-Wagen und rasen in den Gazastreifen. Durch die Explosionen im Schutzraum piept es in seinen Ohren, er hat das Gefühl, er sei unter Wasser. Sie schlagen auf ihn ein, reißen einen Mann, dem eine Armhälfte fehlt, Hersh Goldberg-Polin, an den Haaren. Du Hund, schreien sie ihn an und machen Selfies davon. Jemand nimmt Or Levy den Ehering ab. Später, im Tunnel, wird er sich vornehmen, seine Frau auf ihrem Handy anzurufen, wenn er rauskommt. Geht ihr Anrufbeantworter an, weiß ich, sagt er sich, dass sie es nicht überlebt hat.

Sein Leben, sagt Or Levy und stellt sein Handy, das Handy seiner Frau, stumm, teile er seit dem 7. Oktober in drei Phasen: davor, Gaza, danach. Letztens hat Almog eine Toniebox geschenkt bekommen, hörte „Die kleine Raupe Nimmersatt". Am Ende

der Geschichte baut die Raupe sich einen Kokon. Almog, sagt Or Levy, habe das Buch schon immer fasziniert, als ihm noch seine Mutter daraus vorgelesen hat. Dass da eine Raupe aus einem Kokon schlüpft und zu einem Schmetterling wird, der frei ist und wegfliegt. „Ich musste aus dem Zimmer raus“, sagt Or Levy. Er wird oft ans Davor erinnert, an ein Leben, sagt er, das es „so nicht mehr gibt“.

Eineinhalb Jahre lang haben die Eltern von Or Levy Miete gezahlt für die Wohnung in Givatayim, in der er mit Eynav und Almog gewohnt hatte, sie liegt nur 150 Meter entfernt von der Terrasse, auf der er gerade sitzt. Als er zum ersten Mal zurückkehrte in die alte Wohnung nach der Gefangenschaft, sah er das Babybett, das Almog längst viel zu klein war, die Kleider von Eynav im Schrank und hat beschlossen, hier könnten Mogi und er nicht mehr wohnen. Sie fanden die Neubauwohnung mit Terrasse, die war ihm wichtig, denn immer, wenn er in geschlossenen Räumen ist, zieht es ihn nach draußen. Am Tag des Umzugs rannte Almog durch die Neubauwohnung mit den fünf Zimmern, so erzählt es der Vater, warf sich aufs Sofa, bestaunte die vielen Legokästen im Spielzimmer, sah sein Bett, die Fotos von Mama, Papa und ihm, die am Kühlschrank kleben, und sagte: Naim po, angenehm hier.

Es hat Or Levy hinausgezogen in die Welt, wie viele ehemalige Geiseln. Zusammen mit Mogi war er in Südafrika auf Einladung der Jüdischen Gemeinde. Auf einer Safari zeigte Almog auf eine Elefantenmutter und ihr Kind und Almog sagte, Aba, schau, ein Elefantenpapa und sein Sohn. Tut weh, sagt Or Levy.

Sie waren in Paris und in den USA, sogar ein Spiel der NBA haben sie gesehen. Sie haben Urlaub gemacht auf Zypern und waren vor ein paar Tagen im israelischen Badeort Eilat am Roten Meer. Nur auf dem Gelände des Raves, das jetzt ein Gedenkort ist, war Or Levy noch nicht. Der Schutzbunker, in dem seine Frau und 17 andere Menschen getötet wurden, wurde weiß gestrichen. Innen brennen Kerzen, außen steht der Satz „Wir werden für immer tanzen“.

Es ist ungefähr 8 Uhr morgens, als der Pick-up-Wagen mit Or Levy und den anderen drei Geiseln durch den Gazastreifen fährt. Immer wieder muss der Wagen bremsen, weil Tausende Männer und Jugendliche auf die Geiseln eindreschen mit Steinen, Stöcken, Schuhen, Fäusten. Or Levy fürchtet, gelyncht zu werden. Die Hamas-Terroristen bringen sie in eine Wohnung. Dort werden die Wunden von Or Levy genäht, an sieben Stellen, ohne Narkose. Eineinhalb Stunden lang erträgt er die Schmerzen, danach verliert er das Bewusstsein.

52 Tage sind sie in einer Wohnung eingesperrt. Sie dürfen nicht reden, Nachbarn sollen nicht misstrauisch werden, wenn sie Hebräisch hören. Or Levy vergisst, wie seine Stimme klingt. Manchmal zieht er eine Decke über den Kopf und wispert, um sie zu hören. Jeden Tag denkt er, das ist mein letzter. Kampfflugzeuge und Kampfhubschrauber der israelischen Armee bombardieren den Gazastreifen ohne Unterlass, das Haus wackelt, sie hören Drohnen, Explosionen, Bomben, die detonieren. In Levys Kopf kreisen die immer selben Gedanken. Wann komme ich hier raus? Wie geht es Almog? Was ist mit Eynav?

Nach 52 Tagen sagen die Hamas-Terroristen, wir haben gute Nachrichten, wir gehen an einen sehr, sehr sicheren Ort. In einem Wohngebäude steigen sie durch ein Loch im Boden eine Leiter hinab, tief unter die Erde. Die Luft wird stickig, feucht, es ist dunkel, die einzigen Lichtquellen sind Stirnlampen der Entführer. Fünfzig Meter unter der Erde fühlt sich Or Levy wie „lebendig begraben". In einem winzigen Raum treffen Or Levy, Alon Ohel und Elia Cohen auf drei andere junge Männer, die wie sie auf dem Rave waren – Almog Sarusi, Hersh Goldberg-Polin und Ori Danino. Auch Eli Sharabi stößt hinzu, er ist mit 51 Jahren der älteste, entführt aus seinem Haus im Kibbuz Be'eri. Or Levy weint oft, liegt auf dem Boden, die Knie zur Brust gezogen.

Hersh Goldberg-Polin, dessen linker Arm im Schutzbunker zerfetzt worden war, erkennt Or Levy wieder, umarmt ihn, sagt: Ah, du bist doch der mit dem Sohn? Er sagt, Or Levy dürfe nicht verzweifeln, er müsse zurückkehren zu seinem Sohn. Dann erzählt

er Or Levy von Viktor Frankl, dessen Namen Levy im Tunnel unter Gaza zum ersten Mal hört. Seit dieser Begegnung klammert sich Or Levy an den Satz.

Drei Tage später sagen die Entführer zu Hersh Goldberg-Polin, Almog Sarusi und Ori Danino, sie würden freikommen. Als die drei jungen Männer weg sind, fesseln die Hamas-Terroristen Or Levy und die anderen drei Gefangenen an den Füßen mit Eisenketten, an denen schwere Schlösser hängen. Fast eineinhalb Jahre wird Or Levy Eisenketten um seine Füße tragen, seine Beine nicht heben können, nur schlurfen, weil die Ketten so fest gezurrt sind. Erst kurz vor seiner Freilassung werden sie ihm Schuhe geben und die Ketten abnehmen, die immer tiefer ins Fleisch geschnitten haben. Zehn Mal wird er hinfallen, sagt er. Er hat verlernt, die Beine richtig zu heben.

Auf seiner Terrasse inhaliert Or Levy den Zigarettenrauch, plötzlich erschrickt er. Eine Heuschrecke ist auf sein Handy gesprungen. Insekten, Kleintiere erinnern ihn an die Zeit im Tunnel. Letztens hat ihn die Mitarbeiterin einer Stiftung angerufen, die Tiere vermittelt für ehemalige Gaza-Geiseln und deren Kinder. Hunde, Katzen, Schlangen und zahme Ratten. Ratten, hat Or Levy am Telefon gefragt, im Ernst?

Wie überlebt man 439 Tage in einem Tunnel? Die Frage stellen sie ihm alle, heute, danach. Indem du nicht denkst, dass das der schlimmste Ort der Welt ist, sagt Or Levy. Tunnelregel Nummer 1: Blende aus, dass du in einem Tunnel bist.

Im Tunnel bringt er den anderen Basketballregeln bei, sie reden über Real Madrid, beschreiben, wie sie Currys zubereiten und den besten Hummusbrei. Am Anfang haben die Hamas-Wächter nicht genügend Ketten, weshalb sie Or Levy und Elia Cohen aneinanderketten. Wendet sich Or Levy beim Schlafen auf dem Boden, muss Elia Cohen sich mit umdrehen. Geht Or Levy auf die Toilette, muss Elia Cohen mit. Es gibt eine Mahlzeit am Tag, eine Pita, manchmal eine halbe Dose Kichererbsen. Wenn du Glück hattest, sagt er, hast du in 24 Stunden das nächste Brot bekommen. Levy kaut

so langsam wie möglich und stellt sich vor, Erdnussbutter oder Zucker sei auf dem Brot. Nachts träumt er von einem Kühlschrank, den er öffnet. Einmal in den 491 Tagen bekommt er eine Tomate. „Ich habe sie gegessen und geweint", sagt er.

Sie nutzen Wasserflaschen mit salzigem Wasser zum Gewichteheben, machen Liegestütze, spielen Karten. Und sie streiten sich viel. Über Essen, wer das neue T-Shirt bekommt, das die Hamas-Männer ihnen in den Raum geworfen haben.

Die vier Männer werden immer dreckiger, Or Levy kann seinen eigenen Körpergeruch nicht mehr ertragen. Er muss sich übergeben, hat Durchfall, Pilze bilden sich auf seiner Haut, auch Alon Ohel und Elia Cohen müssen ständig auf die Toilette. Irgendwann läuft die Grube über, in die das Toilettenwasser fließt, unerträglicher Gestank breitet sich aus, auch Würmer. Nur alle zwei Monate dürfen sie sich waschen, mit salzigem Wasser und einem Stück Seife. Die Bewacher stellen den Gefangenen eine Blechschüssel in den Raum, aus der sie trinken sollen. Or Levy kommt sich vor „wie ein Hund".

Er wiederholt in Gedanken nachts vorm Einschlafen die Geschichte, die er Almog vorgelesen hat. Das beruhigt ihn, und Almog scheint plötzlich ganz nah zu sein. Einmal hört Or Levy, wie die Entführer im Tunnel ein Fußballspiel verfolgen im Radio, die Zuschauer „Tooooooor" brüllen. Er spürt einen Stich im Herzen, denkt, wow, das Leben draußen geht einfach so weiter und wir verrotten. Er ist wütend, auch auf sich. Dass er nicht gewählt hat, und nimmt sich vor, bei der nächsten Wahl zu wählen. Manchmal versinkt er in Selbstmitleid. Eli Sharabi, der sein Vater sein könnte, schimpft dann mit ihm. Or, sagt er, du darfst zwei, drei Tage weinen, aber dann muss Schluss sein. Spare deine Energie für dein Überleben. Du musst hier raus, für Almog und Eynav.

In Eilat sind es an diesem Montag im Januar 25 Grad. Hotelburgen, Pizzaläden, Shoppingmalls, ein Zufluchtsort in der Wüste für viele Israelis, an dem sich der Nahostkonflikt ganz gut vergessen lässt. Hier und da hängen noch Plakate mit den Fotos der Geiseln, bringt sie jetzt zurück, steht auf ihnen. Dabei sind jetzt ja alle wieder in Israel, die Überlebenden und die Toten. Alon Ohel war eine letzten Geiseln, die lebend nach Israel zurückgekehrt sind, nach 738 Tagen. Vor wenigen Tagen wurde die letzte israelische Leiche aus dem Gazastreifen nach Israel überführt.

Wenn man abends in Eilat am Strand spazieren geht, kann es einem passieren, dass man eine Gruppe junger Männer sieht, die im Sand robben, als sei Krieg, die mit einer Trage herumrennen, auf der einer den Verletzten spielt. Es sind junge Männer, die demnächst in die Armee eingezogen werden. Or Levy ist mit Almog in einem Hotel am Dolphin Reef untergebracht, wo sie Delfine berühren und mit ihnen schwimmen.

Die Tage am Roten Meer mit den Delfinen, zusammen mit rund dreißig anderen ehemaligen Gaza-Geiseln und ihren Kindern, sollen helfen, das Vertrauen der Kinder wieder zu stärken, deren Eltern ja plötzlich aus ihrem Leben gerissen worden waren. Eine Stiftung finanziert die Reise. Die Idee war, dass man sich vielleicht hier schon einmal trifft für diesen Artikel, weit weg vom Gazastreifen. Aber dann sagt Or Levy, er wolle lieber allein sein mit Almog, hier, slicha, entschuldige. Jetzt entscheidet er.

Manchmal reden sie mit ihren sieben Bewachern über ganz alltägliche Dinge. Über FC Barcelona, Real Madrid, Messi, Ronaldo. Wenn die Bewacher sich beschweren, wie palästinensische Gefangene in Israel behandelt würden, nicken alle vier Geiseln, sagen, ja, schlimm, und hoffen, dass dabei vielleicht eine zusätzliche Pita für alle herausspringt. Einmal fragt einer der Bewacher Or Levy: Warum hängt ihr Juden so am Leben? Wir lieben den Tod. Ein anderer sagt: Natürlich werden wir Israel wieder überfallen, wie am 7. Oktober. Sie lernen Arabisch, Or Levy versteht inzwischen, wenn ein Angehöriger der Bewacher bei den Bombardierungen gestorben ist. Dann bekommt er menschliche Regungen bei ihnen mit, manchmal hört er jemanden

weinen. Für ihn ist das ein schlechtes Zeichen, weil er weiß, dass sie jetzt noch weniger zu essen bekommen.

Zu Hause, in Givatayim, zeigt Or Levy auf seinem Handy Filme und Fotos aus Eilat. Man sieht Almog auf einem Steg, wie er die Haut eines Delfins berührt und strahlt. Almog habe erst Angst gehabt, sagt Or Levy, und genau darum ging es: Dass der Vater dem Sohn die Angst nimmt. Die Psychologen am Dolphin Reef, sagt Or Levy, hätten beobachtet, dass Almog ständig seinen Vater beobachtet, ihn nicht aus den Augen verlieren wolle, dass Almog immer wissen wollte, wo Papa ist. Auf dem Gelände gibt es auch Warmwasserpools, in denen Or Levy und Almog eine Watsu-Therapie gemacht haben: Nebeneinander lagen sie im warmen Pool, Schwimmwürste in den Kniekehlen, und wurden an den Schultern von Therapeutinnen durchs Wasser gezogen, ganz langsam. Das sei nicht einfach gewesen, mit den Ohren unter Wasser, sagt Or Levy. Er habe sich an das taube Gefühl erinnert nach den Explosionen im Schutzraum. Und auch Almog habe ständig versucht, sich nach ihm umzudrehen, zu schauen, ob Papa noch immer neben ihm im Wasser schwebt.

Or Levy spürt bei Almog die Angst, wieder verlassen zu werden. Wenn er abends einen Vortrag halten soll über seine Gefangenschaft und seine wiedergewonnene Freiheit und Onkel Tal auf ihn aufpasst, jener Onkel, bei dem Almog nach dem 7. Oktober 2023 gewohnt hat, fragt Almog: Papa, verläufst du dich wieder? Damals, als Or Levy gerade entführt worden war, hatte Tal Levy Almog gesagt, sein Vater habe sich nach einer Explosion verlaufen.

Während der 491 Tage, die Almog bei Oma und Opa und Onkel Tal war, haben Psychologinnen geraten, ihn ja nicht zu belügen, die Wahrheit in kindgerechte Formulierungen zu packen. Also haben sie ihm damals gesagt: Papa sei nach einem lauten Knall verletzt worden und verschwunden. Man suche nach ihm. Er wolle zu Almog zurückkehren. Seine Mutter habe ihn sehr geliebt, hatte man Almog gesagt, kurz nach dem 7. Oktober vor zwei Jahren, dass sie aber nicht zurückkehren könne. Sie sei

auf einer Reise gewesen und habe sich verletzt. Inzwischen haben die Psychologen geraten, auch das Wort Tod zu verwenden. Almog, heute vier Jahre alt, weiß jetzt, dass seine Mutter tot ist. Sie sei bei dem großen Knall verletzt worden. Selbst die besten Ärzte hätten ihr Leben nicht retten können.

Ende Januar 2025 kommt ein hochrangiger Hamas-Mann in den Tunnel, sagt, nächste Woche kommen Or und Eli frei, danach Elia. Alon, du kommst erst in der zweiten Phase dran, sagt der Mann. Alon Ohel, der junge Pianist, bricht zusammen. Erst nach 738 Tagen wird auch er freikommen, 247 Tage später.

Die Hamas-Terroristen nehmen Or Levy und Eli Sharabi die Eisenketten ab, die beiden umarmen die anderen beiden, nitrae ba beit, wir sehen uns zu Hause, sagen sie. Dann werden Or Levy und Eli Sharabi in einen anderen Tunnel gebracht, sie stolpern. Sie duschen, mit warmem Wasser, Or Levy wundert sich, wie viel Dreck er von seiner Haut schrubbt. Sie bekommen Zahnpasta und Schuhe, Or Levy eine Militäruniform. Man gibt ihnen Kitkat, Snickers, Berge von Reis und 14 Pitas. Sie essen alles auf einmal und übergeben sich. Am 8. Februar 2025, ein Jahr ist das jetzt her, werden Or Levy und Eli Sharabi in Deir al Balah im Gazastreifen auf eine Bühne geführt. Es ist eine Propagandashow der Hamas, live übertragen im israelischen Fernsehen. Or Levys Blick wirkt verängstigt, beim Laufen muss er gestützt werden.

Dann wird er zu einem Auto des Roten Kreuzes geführt. Als die Türen des Autos geschlossen werden, beginnt Or Levy zu weinen, es schüttelt ihn. Auf dem Weg zum Grenzübergang kommen sie am Novafestivalgelände vorbei und am Schutzbunker, in dem Or Levy Eynav das letzte Mal gesehen hat.

Als er auf dem Armeestützpunkt in Re'im aussteigt, begrüßt eine Psychologin der Armee Or Levy. Sie fragt ihn, ob sie ihn umarmen darf. Die ehemaligen Geiseln sollen sofort das Gefühl bekommen, dass sie jetzt wieder über ihr Leben entscheiden. Or Levy

erlaubt es ihr. Und fragt: Was ist mit Eynav? Er sagt, er glaube, sie habe es nicht überlebt. Sie nickt. Sagt, Eynav Levy ist im Schutzbunker getötet worden. Ohne eine Pause fragt sie ihn, ob er ein Video von Almog sehen wolle? Ja, sagt Or Levy, und bricht zusammen, sinkt in die Knie, als er seinen Sohn rennen sieht am Strand, mit blonden Locken, in der Kita, an seinem dritten Geburtstag. In diesem Moment, sagt er heute, „war ich der traurigste und der glücklichste Mensch".

Bevor er seine Familie sieht, darf er duschen. Eine halbe Stunde lässt er das warme Wasser auf sich prasseln, zieht Jeans und Sweatshirt an und Turnschuhe und isst zum ersten Mal seit 491 Tagen wieder eine Avocado. Dann begegnet er seiner Mutter, seinem Vater und seinem älteren Bruder Michael, der Joe Biden getroffen hat und sogar den Papst, der seinen Job bei Tiktok Israel 491 Tage lang hat ruhen lassen, um seinen kleinen Bruder nach Hause zu holen. Ich habe dich so vermisst, sagt die Mutter. Der Albtraum hat ein Ende, sagt der Bruder. Sie umarmen sich, weinen. Die Szenen werden am Abend in den Hauptnachrichtensendungen gezeigt.

Ein Hubschrauber bringt Or Levy, seine Eltern und Michael nach Tel Aviv ins Krankenhaus. Im Hubschrauber hält Or Levy einen Zettel in die Kamera, Mogi, Aba ba derech habeita, Papa ist auf dem Weg nach Hause.

Diesen Moment hat sich Or Levy immer wieder ausgemalt. Wird Mogi mich wiedererkennen, mit mir fremdeln? Mogi rennt auf seinen Papa zu, fällt ihm in die Arme, Or Levy möchte ihn hochheben, aber ihm fehlt die Kraft. Er kniet sich hin, ihre Köpfe versinken ineinander, Or Levy weint. Almog sagt: Aba, du siehst anders aus heute. Warum hat es so lange gedauert, bis du zurückgekommen bist? Or Levy sagt: Entschuldige Mogi, ich wollte viel früher kommen.

An diesem 8. Februar 2025 wird Or Levy wieder der Vater, der er 491 Tage nicht war. Er liest seinem Sohn Bücher vor, Almog sieht die Wunden und Narben auf Or

Levys Armen, fragt: Was ist da passiert? Wo warst du die ganze Zeit? Wo ist das, ganz weit weg? Or Levy sagt: Es gab eine laute Explosion, Ima und ich wurden verletzt, er habe die ganze Zeit an ihn gedacht. Eifo Ima, fragt Almog, wo ist Mama? Or Levy versagt die Stimme. Almog antwortet für ihn: Ima meta, hi lo tachsor, Mama ist tot, kommt nicht wieder. Or Levy bittet Almog, ihn zu umarmen, und Almog, der 491 Tage lang von Oma und Opa und Onkeln und Tanten umarmt worden ist, umarmt jetzt ihn. Ein Bruder von Or Levy hat die Wiederbegegnung gefilmt, nur für die Familie.

Noch einen Kaffee?, fragt Or Levy, zündet sich eine neue Zigarette an. Kindergeschrei ist zu hören, direkt gegenüber seiner Wohnung liegt eine Schule. Er schaut auf die Handy-Uhr, sagt, demnächst werde er Almog von der Kita abholen. Nein, ihn zur Kita begleiten, das wolle er nicht. Er möchte Almog schützen.

Er habe sich vorgenommen, Almog niemals anzulügen. Tränen sind in seinen Augen. Warum gab es den Knall, fragt Almog jetzt, mit vier Jahren. Weil zwei Länder sich gestritten und gekämpft haben, sagt Papa Or dann. Aba, hat Almog letztens gefragt, war der Knall groß oder klein? Aba, warum ist Mama dabei gestorben und du nicht? Solche Fragen, sagt Or Levy, und wieder füllen sich seine Augen mit Tränen, „stelle ich mir auch“.

Heute Abend wird er in Tel Aviv einen Vortrag halten, wie man die Hölle überlebt, weiterlebt. Seit ein paar Wochen ist er bei einer Agentur für Keynote Speaker unter Vertrag. Viele ehemalige Geiseln stehen in der Öffentlichkeit, Eli Sharabi hat ein Buch geschrieben, das auch auf Deutsch erschienen ist, andere haben Crowdfunding-Aufrufe gestartet, auch Or Levy.

Es hat eine Gesetzesinitiative der Opposition gegeben, dass jeder, der zurückkehrt, vier Millionen israelische Schekel bekommen soll, rund eine Million Euro, als Starthilfe, Wiedergutmachung, Entschädigung. Die Opposition fand, die finanziellen

Hilfen des Staates seien zu gering: Ehemalige Geiseln bekommen einmalige Zuschüsse in Höhe von rund 110000 Schekeln, etwa 30000 Euro. Außerdem Wohnungs- und Autokaufhilfen in Höhe von mehreren Zehntausend Euro, je nachdem, wie hoch ihr Schwerbehindertengrad ist, und eine lebenslange monatliche Zahlung in Höhe von rund 2000 Euro. Doch eine Einmalzahlung von rund einer Million Euro hat die israelische Regierungsmehrheit abgelehnt. Ex-Generalstabschef Gadi Eizenkot sprach von einem „moralischen Versagen".

Oft wird Or Levy jetzt erkannt, auf der Straße, fremde Menschen klopfen ihm auf die Schulter. In Eilat hat er viele Araber gesehen, aber „ich versuche, zwischen denen zu unterscheiden, die mich gefangen gehalten und misshandelt haben, und den anderen." Hass, sagt er, wäre ein Zeichen dafür, „dass ich im Tunnel stecken geblieben bin. Dann hätte Hamas ja gewonnen". Im Tunnel habe er mitbekommen, dass einer der Terroristen, die im Schutzraum auf ihn und die anderen geschossen haben, bei einem Luftangriff der israelischen Armee getötet worden ist. „Ich war nicht traurig, natürlich nicht", sagt er. Aber er habe auch keine Genugtuung oder Freude empfunden. „Das hätte Eynav auch nicht zurückgebracht." Hass sei ein destruktiver Instinkt.

Im Tunnel sei er umgeben gewesen von jungen Palästinensern, die 2014 während der Militäroperation „Zuk Eitan" von der israelischen Armee verletzt worden und seitdem von Hass gegen Israel getrieben seien. Er sagt, er sei kein Mensch, der große Vorhersagen wage, „aber irgendwie kommt es mir vor, dass wir eine Alternative anbieten oder verfolgen müssten in der Erziehung". Sie seien davon überzeugt gewesen, „dass hundert Prozent aller Israelis alle Palästinenser auslöschen wollen" und dass alle Netanjahu unterstützten. Er habe ihnen gesagt, dass nicht alle Israelis diese Regierung unterstützten. Geglaubt hätten sie ihm das nicht.

Wie es weitergeht, wann er wieder arbeitet, das sind alles große Fragen für einen, der seinen Sohn gerade wieder neu kennenlernt, der Antworten finden muss auf Fragen von Almog, die nicht versiegen. Gestern erst wieder: Papa, warum tun

Menschen schlechte Sachen? Warum gibt es böse Menschen auf der Welt? Fragen, die er sich ja selbst stellt, abends, wenn Almog eingeschlafen ist und er auf der Terrasse sitzt und raucht.

Bei der Vorstellung, wieder für ein Hightechunternehmen zu arbeiten, vor einem Computer zu sitzen wie früher, schüttelt er den Kopf. Ich bin Witwer, muss mein kleines Kind alleine aufziehen, ich kehre aus der Gefangenschaft zurück, schwere Säcke trage ich mit mir herum, er empfinde Wut, sei enttäuscht vom Staat, der den Zurückgekehrten nicht die eine Million Euro Zusatzhilfe gewährt. Als er zurückgekehrt war, rief Gal Hirsch bei seiner Mutter an, der Koordinator zwischen dem Büro des Premierministers und den Angehörigen der Geiseln. Ob ihr Sohn Or Levy Netanjahu treffen wolle? Or Levy lehnte ab. Trump ist er dankbar, nicht der israelischen Regierung.

Und dem Volk Israels, den Reservisten, den Angehörigen, den vielen Hunderttausenden Demonstrierenden, viele waren zwei Jahre jede Woche auf der Straße. Vor ein paar Tagen hat Gal Hirsch in Interviews die Demonstrierenden kritisiert und behauptet, sie hätten der Hamas in die Hände gespielt, hätten „eine Dringlichkeit“ suggeriert, die es nicht gegeben habe. Viele ehemalige Geiseln sind entsetzt, Or Levy auch. Auf Instagram schrieb er vor ein paar Tagen einen langen Text, morgens um 4 Uhr postete er ihn, er konnte nicht schlafen: Wie kannst du es wagen, schrieb er, über uns Geiseln und unsere Angehörigen zu urteilen? Wie kannst du über Eltern wie meine 70-jährigen reden, die meinem zweijährigen Sohn sagen mussten, dass seine Mutter getötet worden und sein Vater „verloren gegangen“ ist? „Schäm dich!“ Ohne das israelische Volk, sagt Or Levy, „wären wir jetzt nicht draußen“. Innerhalb kürzester Zeit kommentierten Tausende Israelis Levys Post, eine Frau schrieb nur zwei Worte: Ata Or, du bist das Licht!

Einmal in der Woche gehen er und Almog zusammen zur Spieltherapie, und die Psychologin stellt wie nebenbei Fragen. Was Or Levy dabei verstanden hat: Dass man

Almog nicht zwingen könne zu reden, wenn er nicht reden will. Almog redet über das, was passiert ist, wann und wo er will. Gestern im Legoladen standen sie vor einem Kampfflugzeug. Aba, was ist das für ein Flugzeug, wollte Almog wissen. Ein Flugzeug der Armee mit Soldaten. Was macht das? Es verteidigt uns, hat Or Levy gesagt. Und Almog hat gefragt: Vor dem großen Knall?

Or Levy schaut auf die Uhr, in einer Stunde muss er Almog von der Kita abholen. Sie wollen heute ein Eis essen gehen, mit Lego spielen. Am Abend wird Or Levy im Ichilov-Krankenhaus von Tel Aviv vor Spendern sprechen, wie man die Hölle überlebt, und Tal, sein jüngerer Bruder, wird Almog ins Bett bringen. Or Levy wird Almog umarmen, ihm einen Kuss geben, Papa, wird Or Levy sagen, hat einen Termin, und wenn er wiederkommt, schläfst du schon. Und Almog wird sagen: Aba holech ve Aba choser, Papa geht, und Papa kommt wieder.

Über drei Stunden hat Or Levy jetzt geredet, er wirkt erschöpft. Reden über die Zeit im Tunnel heißt, in den Tunnel zurückkehren. Dabei muss er ihn ja loswerden, den Tunnel.

Am nächsten Morgen surrt wieder das sich selbst verschließende und öffnende Schloss an der Tür zu seiner Wohnung, Or Levy trägt frisch gewaschene Jeans, ein frisches Longsleeve-Shirt, weiße Sneakers. Seit dem Tunnel wechselt er jeden Tag seine Kleider. Manchmal hat er ein T-Shirt im Tunnel fünf Monate getragen.

Für den Fotografen setzt er sich auf der Terrasse in einen Gartenstuhl, im Wohnzimmer aufs Sofa. Er schaut in die Kamera, kein Lächeln. Fotos von Almogs Zimmer stimmt er nicht zu. Dann schnappt er seine Autoschlüssel, fährt mit dem Aufzug in die Tiefgarage, steigt in seinen dunkelgrauen SUV, in engen Kurven fährt er raus ins gleißende Licht, Eynavs Trance-Musik läuft, wie sie auch auf dem Rave in der Wüste gelaufen ist.

Musik, sagt er, sei schon immer wie Therapie für ihn gewesen. Deshalb habe er Alon Ohel verstehen können. Alon Ohel, der Pianist, habe im Tunnel auf allem rumgeklimpert, auf den Plastikflaschen mit dem salzigen Trinkwasser, auf der Betonwand, auf seiner Brust, auf den Knien, auch nachts, sodass Or Levy kaum schlafen konnte.

Er parkt an einem Aussichtspunkt in Givatayim, für das Foto. Zu Fuß wären es zehn Minuten gewesen, aber er ist lieber mit dem Auto gefahren. Weil er jetzt Auto fahren kann.

Im Tunnel hat er in Gedanken viele Listen angefertigt, Pläne geschmiedet. Auch so ein Trick, wie er sich die Hölle erträglicher gemacht hat. Auf der Liste steht, dass er mit Almog vielleicht nach Los Angeles fliegt im Sommer, zur Fußball-WM. Dass er tischlern lernen will. Er überlegt, sagt er, ob er mal in den Süden fährt, den Migunit anschauen, in dem er Eynav das letzte Mal gesehen hat. Bis heute fürchtet er sich vor diesem Besuch.

Er setzt sich wieder hinters Lenkrad, fährt die wenigen Hundert Meter zurück in die Tiefgarage, parkt, nimmt den Aufzug und verabschiedet sich mit Handschlag. In einer Stunde wird er Almog von der Kita abholen. Davor will er noch ein bisschen durch sein Viertel laufen. Die Sonne auf seiner Haut spüren.